

Gisela Zifonun

ERINNERUNGEN AN EIN GRAMMATISCHES ABENTEUER: DIE IDS-GRAMMATIK

Vorgeschichte

Grammatikforschung wurde am IDS von Beginn an betrieben, wir blicken also durchaus zurück auch auf grammatische Untersuchungen zum Deutschen, die im Laufe langer 50 Jahre entstanden sind. Die Abteilung Grammatik allerdings, die lange Zeit von mir geleitet wurde und seit kurzem von Angelika Wöllstein geleitet wird, entstand erst im Jahre 1986 durch Teilung der zuvor bestehenden Abteilung „Grammatik und Lexik“. Aus unserer Perspektive mag es daher gerechtfertigt sein, wenn wir die Jahre vor der Abteilungsgründung und damit vor dem Beginn der Arbeit an der „Grammatik der deutschen Sprache“ als „Vorgeschichte“ sehen und den Schwerpunkt auf die Phase danach legen.¹ Diese Vorgeschichte hatte allerdings manche Langzeitwirkung, auf die ich hier kurz zu sprechen kommen will. Das von Ulrich Engel geleitete Projekt „Grundstrukturen der deutschen Sprache“ (1967-1976) sollte die linguistischen Grundlagen für einen modernen Fremdsprachenunterricht im Fach Deutsch als Fremdsprache erarbeiten; es wurde daher in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut durchgeführt.² Bedeutsam für die künftige Entwicklung der Grammatikforschung am IDS, ja für die Forschung am IDS überhaupt wurden dabei folgende Weichenstellungen, die sich aus damaliger Sicht aus dem Praxisbezug ergaben, die rückblickend aber als forschungsleitende Richtungsentscheidungen gewertet werden können: (a) die Berücksichtigung von geschriebener und gesprochener Sprache (b) die Einbeziehung des Faktors Frequenz bestimmter grammatischer Phänomene, aus (a) und (b) dann folgend (c) der Aufbau entsprechender Korpora, nämlich des Mannheimer Korpus (der geschriebenen Sprache) und des Freiburger Korpus (der gesprochenen Sprache). Damit wurde der Grundstein für die empirische Grammatikografie am IDS gelegt – und nicht nur für diese. Das Institut wurde so in der mühseligen Zeit von Lochkarten, Großrechnern und Programmiersprachen wie Fortran und Algol zum fast visionären Vorreiter einer Entwicklung, deren Vollendung wir uns mit dem Projekt „Korpusgrammatik“ vorgenommen haben. Die Mannheimer und Freiburger Projektgruppen erarbeiteten 17 in der Publikationsreihe „Heutiges Deutsch“ erschienene Monografien, unter Anderem zu den grammatischen Themen Konjunktiv, Passiv, Tempora, Satzbaupläne und Wortstellung. Auch ein anderes Projekt

¹ Vgl. den Beitrag von Angelika Wöllstein in diesem Band.

² Vgl. hierzu auch die Beiträge von Engel, Goetze und Haß in diesem Band.

aus der Frühzeit hat die Grammatikforschung des IDS nachhaltig beeinflusst, das Projekt der kontrastiven Grammatiken. Auch diese Forschungsrichtung, aus der u.A. kontrastive Grammatiken für die Sprachenpaare Deutsch – Französisch, Deutsch – Spanisch, Deutsch – Serbokroatisch, Deutsch – Rumänisch und Deutsch – Polnisch hervorgingen, findet sich mit veränderter Perspektive in der heutigen Grammatikabteilung wieder. Allerdings war aber zu Beginn der 80er Jahre eine der zentralen Aufgaben noch nicht erfüllt, die dem IDS schon in der „Stellungnahme des Wissenschaftsrates“ von 1966, also gleich zu Beginn der Vorgeschichte zugewiesen wurde und auf der auch 1980 wieder in einer erneuten Stellungnahme insistiert wurde: die Bestandsaufnahme der grammatischen Merkmale des heutigen Deutsch, vulgo eine „Grammatik“ als integratives Handbuch. Dies wurde vorbereitet etwa ab Mitte 1983: Der Direktor des IDS Gerhard Stickel erkannte die Gunst der Stunde und sondierte unter Mitarbeitern und möglichen Teamchefs. Das Gespräch in einem der bescheidenen Räume auf der so genannten Fina-Etage des damaligen Institutsgebäudes ist der nachmaligen Abteilungsleiterin gut erinnerlich. In dieser Vorbereitungsphase waren einige Kollegen noch durch die Fertigstellung anderer Projekte ganz oder teilweise gebunden oder kamen erst zwischen 1984 und 1986 neu in das Team. In Projektstärke wurde die Arbeit dann nach der Abteilungsgründung 1986 vorangetrieben, ja diese Aufgabe war Sinn und Zweck der Abteilung, ihr Gründungsmythos.

Die IDS-Grammatik

Die wissenschaftsgeschichtliche, institutionelle und personelle Ausgangssituation

Wie war das damals, wissenschaftsgeschichtlich, institutionell und von der Projektgruppe her gedacht?

In den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts war der Schwung der frühen Jahre, in denen die moderne Sprachwissenschaft auch in ihrer germanistischen Spielart aufblühte, noch spürbar. Die Rezeption des Strukturalismus in seiner europäischen und amerikanischen Variante lag noch nicht weit zurück; die germanistische Sprachwissenschaft hatte sich auch institutionell an den Universitäten durchgesetzt und es war eine Lust, all das Neue zu entdecken. Auf der anderen Seite war die strukturalistische Lehre (etwa in der Nachfolge von Saussure und Tesnière oder von Bloomfield und Harris) längst nicht mehr unangefochten; sie stand in Konkurrenz einerseits mit ihren radikaleren Abkömmlingen auf der generativen Seite; andererseits aber gab es stark von der formalen Logik oder der sprachanalytischen Philosophie beeinflusste Strömungen, nicht zuletzt hatte die „pragmatische Wende“ ihren Siegeszug

begonnen. Wichtig wurde aber vor allem, dass es ab dem Beginn der 80er Jahre einen kleinen Grammatik-Boom für das Deutsche gab. Auslöser war sicher die Publikation der „Grundzüge“ 1981, die von einem Autorenkollektiv am Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der DDR unter der Leitung von Karl Erich Heidolph, Walter Flämig und Wolfgang Motsch verfasst wurde. Das Werk erfuhr eine überraschend lebhafte Rezeption, was sowohl fachliche als auch politische Gründe hatte. Unter fachlichem Gesichtspunkt konnten die Grundzüge mit ihrer Anlehnung an die frühe Transformationsgrammatik Chomskys, mit ihrer Einbeziehung einer „kommunikativ-pragmatischen Komponente“ durchaus als Novum gelten. Politisch war das Produkt für Ost und West aufregend, weil es nach Querelen um die Vorläuferpublikation „Skizze einer deutschen Grammatik“ (Flämig et al. 1972) einen Ausgleich finden musste zwischen marxistisch-leninistischer Ideologie und der nativistischen und universalistischen Sprachauffassung der Generativisten. Interessante Informationen zur „Grammatikforschung in der DDR“, speziell auch zu den „Grundzügen“ sind dem gleichnamigen Beitrag von Wolfgang Motsch und Peter Suchsland (2012, S. 455-458) zu entnehmen. Die zweite wichtige Neuerscheinung, Eisenbergs „Grundriß“, Erstpublikation 1986, hatte einen völlig anderen Zuschnitt: verständlich und attraktiv geschrieben, strikt formbezogen und oberflächennah, zurückhaltend bis konservativ in Sachen Semantik und Pragmatik. Das Werk avancierte zu Recht zu einem Standardwerk der akademischen Lehre und hat inzwischen eine ganze Reihe von Erweiterungen und Transformationen erlebt, im Kern aber ist es sich treu geblieben. Nicht zuletzt ist auch die erklärtermaßen praktisch ausgerichtete „Deutsche Grammatik“ von Ulrich Engel zu erwähnen, die vor allem in der akademischen Lehre im Bereich Deutsch als Fremdsprache ihren Siegeszug angetreten hat. Wie konnte sich die Arbeitsgruppe Grammatik angesichts dieser Konkurrenz positionieren? Eine der ersten Amtshandlungen der Projekt- und Abteilungsleiterin war natürlich die gründliche Auseinandersetzung mit den Konkurrenten, die sich in den Rezensionen Zifonun (1987a, b) niederschlug. Die IDS-Grammatik, dies ist die logische und marktwirtschaftskonforme Konsequenz, sollte bringen, was die anderen nicht zu bieten haben, vor allem eine breitere Empirie und die Berücksichtigung von Satzsemantik auf der Höhe der Zeit.

Am Institut selbst war damals die dependenzielle Variante des Strukturalismus mit Betonung der Verbalenz die herrschende Lehre. Damit war zwar eine gut begründete und bereits empirisch bewährte, vgl. z.B. Heringer (1970), Eroms (1981), Engel (1982), Alternative zur Phrasenstruktursyntax gegeben; die Anschlussfähigkeit für die Satzsemantik war jedoch nicht so ohne Weiteres in Sicht, wollte man nicht auf eine indirekte Semantik via Übersetzung in eine Logiksprache ausweichen (vgl. „Verben in Feldern“, Schumacher 1986). Dies kam für die geplante Grammatik, die kein elitäres Produkt für die



Abb. 1:
Präsentation der IDS-
Grammatik beim
Germanistentag
in Bonn 1997

Illuminati sein sollte und durfte, nicht in Frage. In Frage kam eigentlich nur ein kategorialgrammatischer Formalismus, für den das Frege-Prinzip, also die Parallelführung von Syntax und Satzsemantik, Programm war. Dies zumindest war die Überzeugung einiger Projektmitarbeiter, die über einschlägige Erfahrung aus Vorgängerprojekten verfügten. Die Kategorialgrammatik und die auf ihr basierende Montague-Grammatik einschließlich der inkorporierten modelltheoretischen Semantik hatte damals den Sprung vom Spielzeug der Logiker und Mathematiker zum ernst zu nehmenden Sprachanalyseinstrument zumindest halbwegs vollzogen, wie etwa Jacobs (1982) bezeugt. Allerdings waren nicht alle Projektmitarbeiter Anhänger dieser Richtung oder verfügten über die entsprechenden Kenntnisse. Die Konstitution des Projekts war, wie in solchen Fällen üblich, das Ergebnis von institutionellen Gegebenheiten (Übernahme bisher schon grammatisch arbeitender Mitarbeiter der Vorgängerabteilung) und, in geringerem Umfang, von Neueinstellungen. Dabei waren zudem die „Altmitarbeiter“ unterschiedlich ausgerichtet und die Neumitarbeiter verbreiterten das Spektrum an grammatischen Zielvorstellungen und Glaubenssätzen noch einmal deutlich. Der Vorgang ist also nicht vergleichbar etwa mit einem DFG-Projekt oder einem anderen drittmittelgeförderten Unternehmen, bei dem Mitarbeiter gezielt aufgrund ihres Kompetenz- und Eignungsprofils für eine vordefinierte Aufgabe kooptiert werden. So versammelten sich in der Projektgruppe um den harten Kern der „Formalisten“ ein eher sprachphilosophisch analytisch Denkender, ein Anhänger der Funktionalen Pragmatik und gleichzeitig Spezialist für gesprochene Sprache sowie einige wenige, die man schlicht als empirische Grammatiker bezeichnen könnte und die z.T. auch über Erfahrungen im

Bereich Deutsch als Fremdsprache verfügten. Um es ein wenig zuzuspitzen: Es gab eine Montague-Fraktion, eine Frege-Tugendhat-Fraktion, eine Bühler-Ehlich-Fraktion und die Deskriptivisten.

Die Anfangsphase: Intention, Momentum und Überbau

Worauf konnte diese Truppe sich in der zum Teil turbulenten Anfangsphase (vgl. dazu Strecker 2007, S. 305f.) verständigen? Wie bei jedem Gemeinschaftsunternehmen war es zunächst einmal notwendig, verbindende, wenn man so will identitätsstiftende, Ziele und Leitlinien festzulegen. So konnten wir uns relativ rasch als allgemeinen Rahmen eine „funktionale und deskriptiv ausgerichtete Grammatik“ vorgeben; in der konzeptuellen Skizze von Zifonun (1986, S. 15) ist die Fragestellung so formuliert: Wie bauen sich im Deutschen kommunikative Einheiten aus kleineren bedeutungsvollen Einheiten auf und wie ist das Zusammenspiel von Ausdrucksform und kommunikativer Funktion geregelt? Diese Fragestellung wurde in vier „Desideraten“ konkretisiert (vgl. ebd., S. 25), zu denen auch die Forderung nach Berücksichtigung des sprachlichen wie situativen Kontextes, also einer textgrammatischen oder diskursiven Perspektive, und nach der Erfassung von sozialer Variation nach Maßgabe unterschiedlicher Sprechergruppen und Kommunikationsgelegenheiten gehören. Zwei Konzepte erwiesen sich als Schlüsselwörter, vielleicht sogar Mantras: Funktion und Kommunikative Minimaleinheit (KM). Bei dem ersten, dem Konzept der ‚Funktion‘, war uns rasch klar, dass wir uns möglichst souverän mit der Vieldeutigkeit des Begriffs zu arrangieren hätten. Wir wollten und konnten weder auf die ‚kommunikative Funktion‘ verzichten, wo der Terminus eher alltagssprachlich im Sinne von ‚Aufgabe, Wirkungsweise‘ gebraucht wird, noch auf den mathematisch-logischen Funktionsbegriff, wo Funktion als Abbildung, als rechtseindeutige Relation definiert ist. In der ersteren Lesart sicherte er uns die Anknüpfung an Traditionen der funktionalen Grammatikschreibung (vgl. dazu kurz ebd., S. 28f.), in der zweiten gehörte er für uns zum unerlässlichen Beschreibungsinstrumentarium, besonders auf der Ebene der kategorialgrammatischen Syntax und Semantik, auf die wir unten zu sprechen kommen.

Der zweite Schlüsselbegriff, die ‚kommunikative Minimaleinheit‘: Wie haben wir um den gerungen. Vielleicht ist es ja symptomatisch, dass wir zunächst auf die – glücklicherweise später zugunsten von KM verworfene – Abkürzung KOMA kamen. Wir wollten ein Zeichen gegen die unangemessene normative Verabsolutierung des „vollständigen“ Verbalsatzes als Äußerungsform setzen und dem Anspruch auf Berücksichtigung sprachlicher Realität in ihrer ganzen Diversität und Breite gerecht werden. Andererseits war es besonders mir wichtig, den für mich mit dem Grammatischen verbundenen Ideen der Formbezogenheit, Verallgemeinerbarkeit und damit auch relativen Kontextunabhängigkeit gerecht zu werden. Die Abneigung gegenüber einer Tendenz, gramma-

tische Kern-Konzepte pragmatisch „aufzuweichen“ oder gar ganz zugunsten etwa von Äußerung, Sprechhandlung oder Text (vgl. dazu Weinrich 1993) aufzugeben, erscheint auch rückblickend durchaus berechtigt. Der Begriff der Kommunikativen Minimaleinheit wurde in Zifonun (1986, S. 42) so definiert: „Kommunikative Minimaleinheiten sind die kleinsten sprachlichen Einheiten, die dazu geeignet sind, mit ihnen in Kontext und Situation, jedoch relativ selbstständig von konkreten Kontexten und Situationen vollständige kommunikative Handlungen zu vollziehen.“ In Zifonun (1987c) wurde das Verhältnis von Satz und KM genauer bestimmt; dabei wurde in gut strukturalistischer Manier auch über die ‚obere‘ und die ‚untere Grenze‘ für KM nachgedacht (Wann ist ein Ausdruck mehr, wann weniger als eine KM?) sowie über die Segmentierbarkeit von Texten und Diskursen in einzelnen KM-*token*. Zentrale Gesichtspunkte, die dann auch in die endgültige Version der Bestimmung in der IDS-Grammatik hinübergerettet wurden (vgl. IDS-Grammatik 1997, S. 88-92), sind: (1) die Unterscheidung zwischen KM-*type* und KM-*token*: Nur als *type* ist die KM Gegenstand der Grammatik; (2) die Beziehung zwischen der Sprachmittelkonfiguration als Formseite und illokutivem Handlungspotenzial als Funktionsseite einer KM; (3) die Forderung nach spezifischem illokutivem Potenzial und propositionaler Ausdifferenzierung als Bestandteile der Funktionsseite einer KM; (4) die Unterscheidung zwischen dekontextualisierbaren Einheiten, die ein fixes illokutives Potenzial und eine stabile propositionale Struktur haben und somit als *types* KM-Status haben, und nicht dekontextualisierbaren Einheiten, die nur in einem bestimmten Kontext über beide Ingredienzien verfügen und die in der IDS-Grammatik als Ellipsen bezeichnet und in Kapitel C 4.3 ausführlich behandelt werden; (5) die Auszeichnung des so genannten ‚Vollsatzes‘ als prototypische Form der KM. Es wurde also, um es zusammenzufassen, unter dem Stichwort Kommunikative Minimaleinheit um die grammatische Form als Handlungsdispositiv gerungen. Institutionell widergespiegelt wurden diese konzeptionellen Bemühungen etwas verspätet durch die Podiumsdiskussion zum Satz-Begriff anlässlich der Jahrestagung 1991 zum Thema „Deutsche Syntax“ (vgl. Hoffmann (Hg.) 1992). Bei dieser Jahrestagung hatten wir auch die Gelegenheit, mit Vertretern des damals gerade von der Abwicklung bedrohten „Zentralinstituts für Sprachwissenschaft“ der Berliner Akademie der Wissenschaften, darunter den Mit-Autoren der „Grundzüge“ Karl Erich Heidolph und Renate Steinitz, zusammenzutreffen, zu einer friedlichen Auseinandersetzung zwischen generativer und funktionaler Grammatikschreibung.

Eine weitere Weichenstellung ist zu erwähnen: Ob und wie schnell mit einem Vorhaben dieses Zuschnitts voranzukommen ist, wieweit also das Momentum trägt, hängt mindestens von zwei Faktoren ab. Zum einen davon, ob in der Anfangsphase eine tragfähige und einigermaßen realistische inhaltliche Planung gelingt, zum anderen davon, ob diese Planung den Einzelnen genü-

gend Spielraum für die Entfaltung ihrer individuellen Ziele bietet, ohne dass die Kohärenz des Ganzen gesprengt wird. Was Ersteres angeht, so ist in Zifonun (1986, S. 60-65) eine erste Gliederung für das geplante Werk verzeichnet. Vergleicht man diesen Entwurf mit der Anlage des fertigen Werks, so gibt es immerhin mehr Übereinstimmungen als Abweichungen zwischen Plan und Ausführung: Die Idee eines deszendenten Angangs, also des Fortschreitens von größeren zu kleineren Beschreibungseinheiten, wurde umgesetzt; sämtliche Großkapitel sind bereits konzipiert, wenn auch z.T. etwas anders benannt, die dann letztlich heißen: „Grammatik von Text und Diskurs“, „Funktionale Analyse von Kommunikativen Minimaleinheiten und ihren Teilen“, „Kompositionaler Aufbau von Kommunikativen Minimaleinheiten“ sowie „Verbale Gruppen“, „Nicht-verbale Gruppen“ und „Subordinierte und koordinierte Strukturen“. Was den zweiten Gesichtspunkt angeht, so wurde – ich denke mit Erfolg – die unterschiedliche Ausrichtung der Mitarbeiter in eine Doppel- oder Mehrfachperspektivik auf den grammatischen Gegenstand umgemünzt. Auch dies ist in Zifonun (1986, S. 56f.) bereits geplant und wird im Einführungskapitel der IDS-Grammatik (1997, S. 7f.) präzisiert. Gemeint ist mit Doppelperspektivik (so ebd., S. 7) „der Zugang über die kommunikative Funktion oder den sprachlichen Formaufbau“. Bruno Strecker (2007, S. 306f.) bringt diese „zwei Blickwinkel“ in seinem Rückblick auf die „Grammatik der deutschen Sprache“ mit den unterschiedlichen Problemstellungen von Sprecher und Hörer in Verbindung: Wer etwas zu sagen habe, gehe von den kommunikativen Funktionen aus. Wer dagegen etwas gesagt bekomme – so Strecker in seiner unverwechselbaren Diktion – sehe sich zunächst einmal mit komplexen Ausdruckseinheiten konfrontiert, die er nicht en bloc interpretieren könne, sondern als formale Strukturen analysieren müsse. Schaut man aber genauer hin, erweist sich die postulierte Parallelführung von Nutzer-Blickwinkel und Darstellungs-Perspektive doch als etwas geschönt: Beim „Zugang über die kommunikative Funktion“ ist wieder zweierlei zu unterscheiden, nämlich eine „funktional-semantische Analyse“ und eine „funktional-pragmatische Analyse“ (IDS-Grammatik 1997, S. 8). Ich werde also im Folgenden (Vgl. unten „Inhalt der IDS-Grammatik“) von drei Perspektiven ausgehen.

Eine Planungsidee der Anfangszeit, die der damalige Direktor des IDS, Rainer Wimmer, eingebracht hatte, wurde nicht realisiert: die Unterscheidung von Kernband und Satellitenbänden (vgl. Zifonun 1986, S. 65-67). Die Idee erschien uns zunächst weitsichtig und bestechend: Rainer Wimmer teilte unsere Sorge, die Aufgabe und damit auch das Produkt könnten ins Unüberschaubare und deshalb Nicht-Vollendbare wuchern. Eine Teildissoziierung könnte da, so die Überlegung, Abhilfe schaffen: Der Kernband würde „in überschaubarer Weise“ das Regelsystem des Deutschen beschreiben; als eine

Art „Resultatsgrammatik“. Die Satellitenbände hingegen würden die wissenschaftlichen Grundlagen entfalten, Literatur diskutieren, ggf. Beschreibungsalternativen ausbreiten usw. Dazu ist es nicht gekommen, obwohl, soweit ich mich erinnern kann, niemals ein formaler Beschluss, dieser Idee abzuschwören, gefasst wurde. Die IDS-Grammatik ist ein Mittelding geworden: sicher mit ihren 2569 Seiten keine Resultatsgrammatik, aber auch keine Ansammlung von Satellitenbänden zwischen dreimal zwei Buchdeckeln. Ich habe das zur Sprache gebracht, weil es etwas aussagt über die Dynamik von wissenschaftlichen Projekten: Auch falsche oder nicht-realisierbare Erwartungen können über gewisse Strecken inspirierend wirken, weil sie, wie in unserem Fall, aktuelle Probleme überwinden helfen. Wenn sie, funktionslos geworden, über Bord geworfen werden, bedeutet das nicht, dass eine Fehlplanung vorlag. Den Zeitplan für die Fertigstellung der Grammatik haben wir natürlich mehrfach überschritten. Was dies angeht, so erlaube ich mir als nicht mehr aktiv im Wissenschaftsbetrieb Integrierte die Anmerkung, dass trotz des Einzugs betriebswirtschaftlicher Planungsinstrumente und rigiderer Vorgaben von Seiten der zuständigen Gremien auch heute realistische Zeitplanung für größere institutionelle Projekte nicht zu gelingen scheint. Die zum Teil frustrierende Gemengelage von kurzatmiger Planung, schlechtem Gewissen von Seiten der Projektmitarbeiter, widerstrebend gewährter Verlängerung ist kaum aufzulösen. Trösten kann hier nur die Aussicht darauf, dass der Ärger über die Zeitüberschreitung und damit der (meist unausgesprochene, aber lauernde) Vorwurf der Ressourcen- und Mittelverschwendung in den Hintergrund tritt, wenn das Werk erscheint und positiv aufgenommen wird.

Inhalt der IDS-Grammatik: ein Blick aus drei Perspektiven

Bei der knappen Vorstellung des Inhalts der IDS-Grammatik beschränke ich mich auf eine Charakterisierung der drei analytischen Zugangsweisen, die ich beispielhaft verdeutlichen möchte. Daneben werde ich Einprägsames, Gelungenes oder auch weniger Gelungenes ansprechen und die Bereiche, in denen die Zugänge miteinander vermittelt oder gegeneinander abgegrenzt werden mussten. All das geschieht natürlich subjektiv und auf eigene Gefahr.

Ich beginne, weil dies meiner eigenen Position am ehesten entspricht, mit der kompositional-strukturalen Analyse, sozusagen mit dem harten Kern des Grammatikgebäudes, den die funktional-semantische und die funktional-pragmatische Analyse wie Schalen umgeben; sie schlägt sich nieder vor allem in Großkapitel E der Grammatik. Bei der kompositional-strukturalen Analyse werden Wortformen (vgl. IDS-Grammatik 1997, S. 8) und Wortgruppen gemäß ihrer hierarchischen Struktur schrittweise syntaktisch und semantisch miteinander zu größeren Einheiten bis auf die Ebene des Vollsatzes verrechnet: Die semantische Komposition verläuft nach Maßgabe der syntaktischen, gemäß

dem so genannten Frege-Prinzip. Wie bereits angedeutet, wurde ein kategorialgrammatischer Formalismus gewählt, der dieser Parallelführung von Syntax und Semantik am ehesten gerecht werden würde. Die Grundidee ist dabei folgende: Alle Teile eines Vollsatzes (ab der Ebene der Wortformen) sind nach ihrem direkten oder indirekten Beitrag zum ganzen Vollsatz zu kategorisieren, die Bedeutungen aller Teile nach ihrem Beitrag zu den mit dem Satz verbundenen Wahrheitsbedingungen. Der Idee des „Beitrags“ wird im kategorialgrammatischen Formalismus durch eine geniale Umsetzung der Trias Funktion (im mathematischen Sinne), Funktionsanwendung und Funktionswert Rechnung getragen. So wird ein einstelliges Verb als Funktion von einem Term in ein nullstelliges Verb, sprich einen Satz, verstanden, in der Notation: V_0/T . Ein Verb wie *atmen* gehört (mit seinem Paradigma) zu Kategorie V_0/T , ein Ausdruck wie *der Mensch* zu Kategorie T . Wird der Ausdruck *atmet* auf den Ausdruck *der Mensch* „angewendet“ (im Sinne der Funktionsapplikation), so entsteht als Wert der Funktion ein Ausdruck der Kategorie V_0 , der Vollsatz *Der Mensch atmet*. (Notationell steht hier der auf Ajdukiewicz (1935) zurückgehende Kürzungsmechanismus bei der Multiplikation von Bruchzahlen Pate: $V_0/T \times T = V_0$ wie $1/2 \times 2 = 1$.) Bestechend erschien uns vor allem auch, dass diese rekursiv aufgebaute Kategorienbildung auf einigen wenigen „Basiskategorien“, in der Version der IDS-Grammatik V für ‚Verb‘ (mit den Stelligkeitsspezifikationen $0 \leq n \leq 4$), T für ‚Term‘ und N für ‚Nomen‘ beruht, was vor allem auf der Seite der semantischen Entsprechungen für eine wünschenswert sparsame Ontologie sorgt. Allerdings hat diese auch ihre Kosten. So wird T interpretiert als ‚Menge von Eigenschaften, die ein Gegenstand hat‘. Mag diese auf Leibniz zurückgehende Vorstellung bei *Karl der Große* oder *der erste Bundeskanzler der BRD* noch plausibel erscheinen (Karl der Große ist uns bekannt als Mensch, der unter Anderem Träger folgender Eigenschaften ist: ‚wurde im Jahr 800 in Aachen zum Kaiser gekrönt‘, ‚besiegte die Sachsen in einem blutigen Krieg‘), so führte die entsprechende Rekonstruktion bei *kein Mensch* (‚die Menge der Eigenschaften, die kein Mensch hat‘) zu heftigsten Aversionen und Ungläubigkeitsbekundungen auch wohlmeinender Vorgesetzter und Kollegen. Zu unserer Ehrenrettung muss man aber sagen, dass die Semantik der NP, zumal von quantifizierenden oder gar negativ quantifizierenden NPs nach wie vor nicht überzeugend, d.h. formal befriedigend und intuitiv einleuchtend, gelöst ist. Aus grammatischer Sicht noch schwerer wiegend mag der Mangel an morphosyntaktischer Differenzierung erscheinen, den die Kategorialgrammatik von Haus aus mitbringt. Eine Gegenmaßnahme war die Einführung so genannter ‚Konstruktionskategorien‘, die die bisher genannten ‚Kombinationskategorien‘ in nach dem morphosyntaktischen Bau spezifizierte Teilmengen aufspalten, z.B. kann die Termkategorie sowohl durch Flexionsterme (Nominal- und Protermphrasen) als auch durch (Neben-)Sätze, als auch durch Infinitivkonstruktionen vertreten werden.

Außerdem war die kategorialgrammatisch erzeugte „kategoriale Funktionalstruktur“, bearbeitet von Joachim Ballweg, Helmut Frosch und Gisela Zifonun, ja nur eine erste Beschreibungsebene dieser Komponente, auf die zwei weitere Schichten folgten: Mit der Ebene der Komplemente und Supplemente konnte auch das valenzgrammatische Wissen der Mitarbeiter (allen voran Ulrich Engel, später verstärkt durch Eva Breindl) in den vorliegenden Rahmen eingebracht werden. Die sehr ausführlich dargestellte Linearstruktur (aus der Feder von Ursula Hoberg) betrachte ich als eines der Glanzlichter des Werks: In dieser auf eine frühere Arbeit anknüpfende Darstellung werden nicht nur die unterschiedlichen Determinanten der unmarkierten (grammatisch determinierten) Wortstellung im Deutschen erfasst, sondern auch die informationsstrukturellen, die gegebenenfalls zu einer anderen Stellungsfolge im Rahmen der Felderstruktur des deutschen Satzes führen. Hinzuweisen ist auch auf den Teil ‚Realisierung primärer Komponenten‘, in dem umfassend – und wie generell in der IDS-Grammatik beleggestützt – gezeigt wird, dass z.B. Subjekt und andere Komplemente eben nicht nur durch NPs vertreten werden, sondern durch Komplementsätze oder Infinitivkonstruktionen. Dies wird traditionell in der Grammatikografie vergessen oder durch seltsame Umformungen wegerklärt. Bei der kompositionalen Verrechnung fallen, wie bereits auf Seite 8f. (IDS-Grammatik 1997) selbstkritisch eingestanden wird, gewisse grammatisch relevante Phänomene unter den Tisch oder sie werden schlicht mitgenommen, ohne ausgewertet zu werden. Zu den ersteren Phänomenen zählt die Intonation (bzw. die sie im Geschriebenen teilweise ersetzende Orthografie), sie müssen, so heißt es, „postkompositional“ berücksichtigt werden. „Antikompositional“ werden Phänomene genannt, die bei der kompositionalen Verrechnung nicht voll zum Tragen kommen können, weil z.B. sie unterhalb der Wortebene liegen und als grammatische Morpheme z.B. Tempus- und Modusinformation tragen oder nur im Zusammenspiel mit anderen im Satz „verteilten“ Sprachmitteln eine für einen Satzmodus (oder „Modus kommunikativer Minimaleinheiten“) charakteristische Konfiguration bilden.

Auch diese Phänomene werden in der Grammatik beschrieben, Tempus und Verbmodus etwa werden (ebenso wie das Genus Verbi) in Großkapitel F (Verbale Gruppen) behandelt, das ähnlich wie Großkapitel G (Nicht-verbale Gruppen) und E dem Geist struktural-wahrheitsfunktionaler Analyse verpflichtet ist. Auf der anderen Seite ist das Post- und Antikompositionale die wahre Domäne der beiden anderen Sehweisen.

Ich betrachte nun, vom Kern zur ihn direkt umgebenden Schale fortschreitend, die funktional-semantische Analyseebene, im Buch primär sich niederschlagend in Großkapitel D, personell vertreten durch Bruno Strecker, unterstützt durch Klaus Vorderwülbecke. Die Fokussierung auf die Bedeutung Kommunikativer Minimaleinheiten in einer Grammatik ist ein ungewöhn-

liches Unternehmen; daher fehlt auch die entsprechende Begrifflichkeit auf weiten Strecken. Zwar stehen aus der logischen Tradition *Prädikat* und *Argument* als Bezeichnungen für die zentralen Bausteine der Proposition zur Verfügung. Aber, wie auf Seite 597ff. (IDS-Grammatik 1997) ausgeführt, ist damit nicht alles erfasst, was mit der Verwendung einer KM gesagt werden kann. Bruno Strecker hatte bei der Schöpfung neuer Begriffe eine glückliche Hand: Das ‚Diktum‘ als semantische Seite der gesamten KM, der ‚Modus dicendi‘ als semantische Entsprechung des Satzmodus, um nur diese Beispiele zu nennen. Die einzelnen Teile von Kapitel D sind dem semantischen Aufbau des Diktums gewidmet: über die Elementarproposition, die Propositionsspezifikationen (wie etwa Zeit- und Ortsspezifikationen) zum Diktum mit den möglichen Diktumserweiterungen (z.B. Geltungsspezifikationen oder Modalfunktionen). Es liegt auf der Hand, dass hier eine semantische „Parallelaktion“ zur Strukturierung von Vollsätzen in Verbalkomplexe, Komplemente und Supplemente unterschiedlicher Art aus der kompositionalen Perspektive geboten wird. Der Mehrwert, der sich aus der Summe beider Ansätze ergibt, tritt besonders dort hervor, wo gerade keine Deckungsgleichheit besteht. Um nur ein Beispiel zu nennen: Ein Prädikativkomplement wie *Bäcker* in *Er ist Bäcker* ist anders als das Subjekt *er* kein Argument der semantischen Struktur, sondern Teil des Prädikats. In enger Bezogenheit aufeinander befinden sich hingegen die so genannten „Proben“ zur Ermittlung der Elementarproposition (ebd., S. 685-687) und die detaillierten „Testverfahren“ zur Abgrenzung von Komplementen und Supplementen des Teils E (ebd., S. 1043ff.). Besonderes Augenmerk verdient aus meiner Sicht der Teil zur Klassifikation der Prädikate, oder anders gesagt: „die Hinsichten einer Charakterisierung durch Prädikate“ (ebd., S. 710ff.). Man kann darin ein Gegenmodell zu den sehr abstrakten und hypostasierenden Fillmoreschen „Tiefenkasus“ – heute würde man sagen ‚semantischen Rollen‘ – aus dem Geist der „Philosophie der normalen Sprache“ (*ordinary language philosophy*) sehen.

Die funktional-pragmatische Sehweise, vertreten durch Ludger Hoffmann, knüpft an die Bühlersche Sprach-Konzeption an, insbesondere an dessen „Felderlehre“ mit Unterscheidungen wie „Symbolfeld“ vs. „Zeigfeld“, sowie an die Weiterentwicklungen von Konrad Ehlich, wo den jeweiligen Feldern charakteristische „Prozeduren“ zugeordnet werden, etwa die charakterisierende Prozedur dem Symbolfeld und die deiktische dem Zeigfeld. In Großkapitel C der IDS-Grammatik werden solche Prozeduren, der operative Umgang mit Sprache auch unterhalb der Ebene des normativ gesetzten Satzes, im Detail beobachtet und beschrieben, aus der Analyse konkreter Texte und Diskurse heraus – *Diskurs* bedeutete damals noch, was später ‚konzeptionell Mündliches‘ hieß, nicht ‚Gesamtheit der (meist öffentlich ausgetauschten) Äußerungsbeiträge zu einem (umstrittenen) Thema‘. Besonders

hervorzuheben sind hier etwa die Kapitel zur Ellipse, zum Anakoluth oder auch zu Interjektionen und Responsiven. Zum ersten Mal kann man so in einer deutschen Grammatik nachlesen und anhand von Visualisierungen der entsprechenden Tonverläufe nachverfolgen, wie sich etwa ein eingestreutes *hm̄*, das „mögliche Divergenz anzeigt“, von einem *hm̄*, einem Ausdruck des „Verstehens“ bzw. der „Akzeptanz“, unterscheidet (vgl. IDS-Grammatik 1997, S. 368f.). Mit der peniblen Analyse des Gesprochenen vom „Inventar des Sprechens“ bis auf die Ebene der „Thematischen Organisation“ oder der „Zweckbereiche und Handlungsmuster“ wird eine Brücke geschlagen zwischen Grammatikschreibung und Gesprächs- bzw. Konversationsanalyse. Auffällig, wenn auch auf vordergründige Art, wird diese andere Sehweise vor allem auch in der Terminologie auf der Wortartenebene. Statt *Pronomen* heißt es nun *Proterm*, statt *Personalpronomen der 1. Person Sprecher(gruppen)-deixis* usw. Dies hat Anstoß erregt und in der Terminologie von *grammis* und *Progr@mm* sind wir denn auch zu traditionellerer Begrifflichkeit zurückgekehrt. Am Wortlaut soll's nicht scheitern!

Der lange Weg durch die Kapitel

Hier beschränke ich mich auf wenige Anmerkungen, auch weil mein Gedächtnis nicht allzu viel dazu beisteuern kann. Unvergessen sind natürlich die leidenschaftlichen, gelegentlich auch eskalierenden Debatten um Richtungsentscheidungen und ums grammatische Detail. Für die Projektleiterin war dann immer die Nacharbeit das Entscheidende. Wie kann Brauchbares aus dem Scherbenhaufen gerettet werden, wie Brüche gekittet, wie unpassende Teile mehr oder weniger passend gemacht werden? Die Arbeit an der IDS-Grammatik hatte, rückblickend, leicht „autistische“ Züge. Was in der grammatischen Welt sonst noch geschah, wurde zwar, wo nötig, rezipiert, die Konzentration auf das große Werk erschwerte aber eher eine aktive Teilnahme. Heute, so scheint mir, wäre diese kommunikative Zurückhaltung nicht mehr möglich, in Zeiten, wo Präsenz in den realen und virtuellen Foren einen beträchtlichen Teil des wissenschaftlichen Marktwerts ausmacht. Hart und anstrengend war vor allem der Endspurt, die Zeit der Redaktion und der Endredaktion, an deren glimpflichem Überstehen neben Ludger Hoffmann, Bruno Strecker und mir, den für die drei Perspektiven Verantwortlichen, vor allem Ursula Hoberg maßgeblich Anteil hatte. Die Reaktion auf das Produkt war überwiegend wohlwollend bis freundlich, wenn auch natürlich die Inkohärenzen nicht unbemerkt bleiben konnten. Mehr noch als die positive Augenblicksresonanz freut uns, dass die IDS-Grammatik zu einem viel zitierten (und hoffentlich viel genutzten) „Standardwerk“ geworden ist.

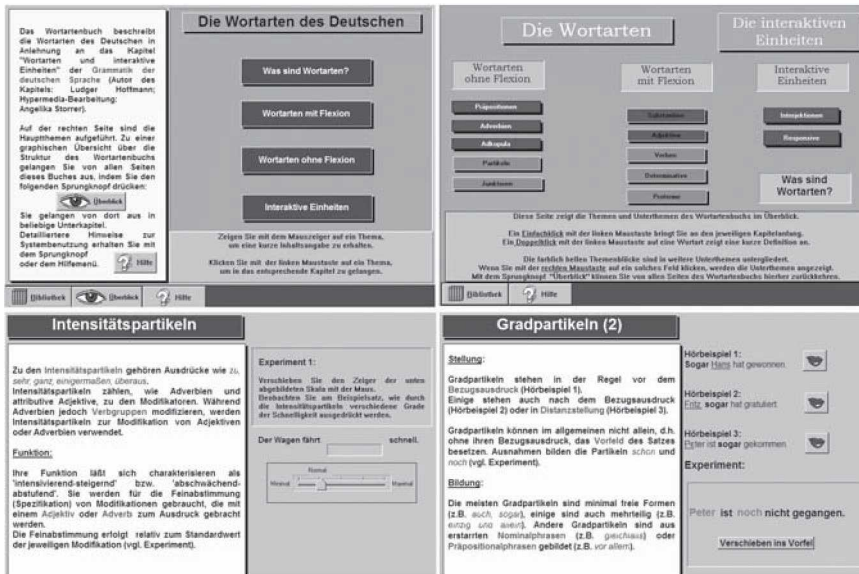


Abb. 2:
Wortarten-Modul in
grammis (1996), aus:
Schneider (2012, S. 22)

Nachfolgeprojekte

Wer würde 2569 Seiten Grammatik lesen? Die IDS-Grammatik muss den modernen Konsumenten abschrecken, zu einer ungeliebten Textsorte kommt noch der monumentale Umfang hinzu. Zwar haben wir unermüdlich auf die Nützlichkeit von Kapiteln und Teilkapiteln für die universitäre Lehre, etwa für Seminare zur Wortstellung, zum Passiv, zu Formen der Deixis usw. hingewiesen, haben uns auch selbst diesem Praxistest unterzogen und wurden von anderen, etwa den Mitgliedern des Wissenschaftlichen Beirats (Hans Altmann, Hans-Werner Eroms, Barbara Sandig und Horst Sitta) tatkräftig unterstützt. Populär gemacht wurde die IDS-Grammatik aber wohl durch ihre mediale Transformation in das Grammatische Informationssystem *grammis*. Bruno Strecker, der das Unternehmen erdacht und vor allem zusammen mit Roman Schneider ab 1993 auf den Weg gebracht hat, war da ganz nah am Geist der Zeit, ein Pionier der Nutzung neuer Medien zum Zwecke der Popularisierung und Demokratisierung von Wissenschaft; vgl. dazu auch aktuell Roman Schneiders Beitrag „... jetzt auch im praktischen Hypertextformat – die Anfänge der Grammatik mit der Maus“, der, als Teil des Blocks „Zu Ehren von Bruno Strecker“, im Modul „Grammatik in Fragen und Antworten“ nachzulesen ist – ein Schmankerl für Freunde der Selbstreferentialität. *grammis*, der über das Internet weltweit zugängliche multimediale Hypertext, macht den Zugang zum grammatischen Wissen über das Deutsche verglichen mit der dreibändigen Grammatik auf vielfältige Weise leicht. Töne (gesprochene Sprachbeispiele) und bewegte Bilder (etwa zur Veranschaulichung grammatischer

Prozeduren wie der Verschiebeprobe) ergänzen das gelesene Wort; Lücken im Fachvokabular können durch einen Mausklick in das Modul „grammatische Fachbegriffe“ geschlossen werden; ein grammatisches Wörterbuch mit morphosyntaktischen und semantischen Angaben zu Funktionswörtern bzw. grammatischen Morphemen (Präpositionen, Konnektoren, Affixen) sowie ausgewählten Verben aus dem benachbarten IDS-Projekt E-Valbu vermittelt eine wortbezogene Tiefendimension, die das Druckwerk nicht zu bieten hat. Die integrierte „grammatische Bibliografie“ erschließt auf bequeme Weise weiterführende Literatur. Der Kern von *grammis*, die „Systematische Grammatik“, enthält neben mediumgerechten Aufbereitungen zentraler Komponenten der IDS-Grammatik (z.B. Komplemente, Supplemente, Verbalkomplex, Nominalphrase, Präpositionalphrase, Wortstellung, Intonation, Genus Verbi, Tempus, Verbmodus, Diktum, Proposition) auch eine Darstellung der Flexions- und Wortbildungsmorphologie, die in der IDS-Grammatik nur stiefmütterlich behandelt ist. Aus *grammis* sind in zwei Generationen wiederum anwendungsbezogene Nachfolgeprojekte hervorgegangen: das Projekt *ProGr@mm*, eine propädeutische Grammatik für die akademische Lehre, und *EuroGr@mm*, ein Kooperationsprojekt mit Partneruniversitäten aus fünf Ländern, das die Grammatik des Deutschen aus kontrastiver Sicht in den Blick nimmt und dessen Ergebnisse im Modul *ProGr@mm kontrastiv* ihren Niederschlag finden. Das Einmalige an der Arbeit an *EuroGr@mm* war die gemeinsame Bemühung um denselben Gegenstand, die Grammatik des Deutschen, aus unterschiedlichen nationalen Traditionen heraus; eine Erfahrung, die nicht zuletzt ein wenig bescheidener und selbstkritischer macht.

In ganz anderer Weise ist das Konnektorenprojekt auf die IDS-Grammatik bezogen. Hier führt die Vorgeschichte, wie im Vorwort zu HDK-1 (Pasch et al. 2003, S. V) ausgeführt, zurück zu dem „Funktionswörterzirkel“, der unter der Leitung von Ewald Lang in den 80ern am Berliner Zentralinstitut für Sprachwissenschaft (ZISW) unter anderem Renate Pasch, die Projektleiterin der ersten Phase des Konnektorenprojekts, und Ursula Brauße, ebenfalls Projektmitarbeiterin, angehörten. So erinnert z.B. die Unterscheidung zwischen grammatisch determinierter Bedeutung, Äußerungsbedeutung und Gebrauchsbedingungen (vgl. ebd., S. 19ff.) oder die syntaktische und semantische Rekonstruktion der

Abb. 3:
Titelseite von HDK-1



Koordination (vgl. ebd., S. 267ff.) stark an das Umfeld der Berliner Linguisten um Manfred Bierwisch und Ewald Lang. Mit der Zugrundelegung von Funktor-Argument-Strukturen teilt das Konnektorenprojekt aber Grundgedanken der IDS-Grammatik, ebenso in der Analyse und der Begrifflichkeit zahlreicher grammatischer Phänomene. Diese Nähe erwuchs aus den intensiven Diskussionen in der Abteilung Grammatik; für mich liegt hier ein weiterer Nachweis vor für die Fruchtbarkeit der Kooperation in auf längere Zeit etablierten Arbeitsgruppen, wie sie das IDS zu bieten hat – Voraussetzung immer, dass es menschlich passt und dass auf fachlicher Ebene weder theoretische Scheuklappen noch Karrierismus ins Spiel kommen.

Statt eines Epilogs

Die IDS-Grammatik ist sicher ein Kind ihrer Zeit. Erstaunlicherweise hat sie bereits jetzt für die Projektleiterin – und sicher nicht nur für sie – etwas Patina angesetzt. Dies mag auch der Grund dafür sein, warum eine Überarbeitung kaum ins Auge zu fassen ist. Zu viel nicht nur im Detail, sondern konzeptionell wäre zu ändern, wollte man das Werk auf den neuesten Stand des Nachdenkens über Sprache und Grammatik bringen. Dies aber würde sie möglicherweise unkenntlich machen. Nicht von ungefähr wird auch Hermann Pauls Grammatik nicht überarbeitet, auch der Plan einer Neubearbeitung von Behaghels „Deutscher Syntax“, der eine Zeitlang diskutiert wurde, wurde nicht umgesetzt. Gebrauchsgrammatiken vertragen und benötigen die Revision; bei wissenschaftlichen Grammatiken dagegen ist Zweifel angebracht. Zu wünschen ist dann nur, dass ihre Beschreibung der grammatischen Phänomene des Deutschen überdauert, weil sie empirisch angemessen bleibt, und dass deren Erklärung auch für Leser späterer Generationen noch Anlass zum Nachdenken bietet.

Literatur

- **Ajdukiewicz, Kazimierz** (1935): Die syntaktische Konnexität. In: *Studia Philosophica* 1, S. 1-27.
- **Eisenberg, Peter** (1986): *Grundriß der deutschen Grammatik*. Stuttgart.
- **Engel, Ulrich** (1982): *Syntax der deutschen Gegenwartssprache*. 2. überarb. Aufl. Berlin.
- **Engel, Ulrich** (1988): *Deutsche Grammatik*. Heidelberg.
- **Eroms, Hans-Werner** (1981): Valenz, Kasus und Präpositionen. Untersuchungen zur Syntax und Semantik präpositionaler Konstruktionen in der deutschen Gegenwartssprache. (= Monographien zur Sprachwissenschaft 11). Heidelberg.
- **Flämig, Walter** (1972): *Skizze der deutschen Grammatik*. Berlin.
- **Heidolph, Karl Erich et al.** (1981): *Grundzüge einer deutschen Grammatik*. Berlin.
- **Heringer, Hans Jürgen** (1970): *Theorie der deutschen Syntax*. (= Linguistische Reihe 1). München.

- **Hoffmann, Ludger** (Hg.) (1992): Deutsche Syntax. Ansichten und Aussichten. Berlin/New York.
- **Jacobs, Joachim** (1982): Syntax und Semantik der Negation im Deutschen. Eine Untersuchung im Rahmen der Montague-Grammatik. (= Studien zur Theoretischen Linguistik 1). München.
- **Motsch, Werner/Suchsland, Peter** (2013): Grammatikforschung in der DDR. In: Cölln, Jan/Holznapel, Franz-Josef (Hg.): Positionen der Germanistik in der DDR. Personen – Forschungsfelder – Organisationsformen. Berlin/Boston, S. 448-469.
- **Pasch, Renate et al.** (2003): Handbuch der deutschen Konnektoren. Linguistische Grundlagen der Beschreibung und syntaktische Merkmale der deutschen Satzverknüpfers (Konjunktionen, Satzadverbien und Partikeln). (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 9). Berlin/New York.
- **Schneider, Roman** (2011): „... jetzt auch im praktischen Hypertextformat“ – Die Anfänge der Grammatik mit der Maus. In: Grammatik in Fragen und Antworten. Zu Ehren von Bruno Strecker. Internet: http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/fragen.ansicht?v_typ=e&v_id=4519.
- **Schneider, Roman** (2012): „... jetzt auch im praktischen Hypertextformat“ – Die Anfänge der Grammatik mit der Maus. In: Konopka, Marek/Schneider, Roman (Hg.): Grammatische Stolpersteine digital. Festschrift für Bruno Strecker. Mannheim, S. 17-33.
- **Schumacher, Helmut** (Hg.) (1986): Verben in Feldern. Valenzwörterbuch zur Syntax und Semantik deutscher Verben. (= Schriften des Instituts für deutsche Sprache 1). Berlin/New York.
- **Strecker, Bruno** (2007): Die »Grammatik der deutschen Sprache«. In: Kämper, Heidrun/Eichinger, Ludwig M. (Hg.): Sprach-Perspektiven. Germanistische Linguistik und das Institut für Deutsche Sprache. (= Studien zur Deutschen Sprache 40). Tübingen, S. 305-315.
- **Weinrich, Harald** (1993): Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim.
- **Zifonun, Gisela** (1986): Eine neue Grammatik des Deutschen. Konzept zu Inhalt und Struktur. In: Zifonun, Gisela: Vor-Sätze zu einer neuen deutschen Grammatik. (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 63). Tübingen, S. 11-75.
- **Zifonun, Gisela** (1987a): Fünf Jahre im Leben einer Grammatik: Rezension der „Grundzüge einer deutschen Grammatik“. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 18, S. 19-34.
- **Zifonun, Gisela** (1987b): Postgenerative Grammatik oder zurück zur Oberflächensyntax? In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 15.1, S. 37-45.
- **Zifonun, Gisela** (1987c): Kommunikative Einheiten in der Grammatik. (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 65). Tübingen.
- **Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno et al.** (1997): Grammatik der deutschen Sprache. (= Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7, 1-3). Berlin/New York.